



ELENA
FERRANTE
DAS LÜGENHAFTE
LEBEN DER
ERWACHSENEN

ROMAN
SUHRKAMP

Elena Ferrante
Das lügenhafte Leben der
Erwachsenen

Roman

Aus dem Italienischen
von Karin Krieger

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel
La vita bugiarda degli adulti bei Edizioni e/o, Rom

Dieses Buch ist dank einer Übersetzungsförderung
seitens des Italienischen Außenministeriums erschienen.

Erste Auflage 2020

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2020

© 2019 by Edizioni E/O

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42952-5

I

Zwei Jahre bevor mein Vater von zu Hause wegging, sagte er zu meiner Mutter, ich sei sehr hässlich. Der Satz wurde leise gesprochen, in der Wohnung, die sich meine Eltern, frisch verheiratet, im Rione Alto, oben in San Giacomo dei Capri, gekauft hatten. Alles – Neapels Orte, das blaue Licht des eisigen Februars, jene Worte – ist geblieben. Ich dagegen bin weggeglitten und gleite auch jetzt noch weg, in diese Zeilen hinein, die mir eine Geschichte geben wollen, während sie eigentlich nichts sind, nichts von mir, nichts, was wirklich begonnen oder wirklich einen Abschluss gefunden hätte: nichts als ein Knäuel, von dem niemand weiß, nicht einmal, wer dies hier gerade schreibt, ob es den passenden Faden einer Erzählung enthält oder nur ein verworrener Schmerz ohne Erlösung ist.

2

Ich habe meinen Vater sehr geliebt, er war immer ein freundlicher Mann. Seine feine Art passte gut zu seinem Körper, der so schlank war, dass seine Kleidung stets eine Nummer zu groß wirkte, das verlieh ihm in meinen Augen eine unnachahmliche Eleganz. Er hatte feine Gesichtszüge und nichts – weder die forschenden Augen mit den langen Wimpern noch die tadellos geformte Nase oder die vol-

len Lippen – beeinträchtigte ihre Harmonie. Er sprach immer fröhlich mit mir, egal wie seine oder meine Laune auch sein mochten, und er zog sich nie in sein Arbeitszimmer zurück – er arbeitete unentwegt –, ohne mir nicht wenigstens ein Lächeln entlockt zu haben. Besonders meine Haare gefielen ihm, aber ich könnte heute nicht mehr sagen, wann er angefangen hatte sie zu bewundern, vielleicht schon, als ich zwei oder drei war. Wir führten in meiner Kindheit gewiss Gespräche wie:

»Was für schöne Haare du hast, so fein und glänzend, kann ich die haben?«

»Nein, das sind meine.«

»Ach, sei doch nicht so.«

»Wenn du willst, kann ich sie dir borgen.«

»Großartig, und dann geb ich sie dir nicht zurück.«

»Du hast doch selber welche.«

»Die sind alle von dir.«

»Gar nicht, du lügst.«

»Sieh doch nach: Die waren einfach zu schön, da habe ich sie dir geklaut.«

Ich sah nach, doch nur zum Spaß, ich wusste ja, dass er sie mir niemals klauen würde. Und ich lachte, lachte viel, mit ihm hatte ich mehr Spaß als mit meiner Mutter. Er wollte immer etwas von mir haben, mal ein Ohr, mal die Nase, mal das Kinn, er sagte, sie seien so perfekt, dass er ohne sie nicht leben könne. Ich liebte diesen Ton, in einem fort bewies er mir, wie unentbehrlich ich für ihn war.

Natürlich war mein Vater nicht zu allen so. Manchmal, wenn ihn etwas sehr aufregte, neigte er zu geschliffenen Reden verbunden mit Gefühlsausbrüchen. Bei anderen Gelegenheiten war er kurzangebunden und beschränkte sich auf knappe, äußerst treffsichere Sätze, die so scharf

waren, dass niemand mehr widersprach. Diese zwei Väter unterschieden sich erheblich von dem Vater, den ich liebte, ich hatte ihre Existenz mit sieben oder acht Jahren entdeckt, als ich ihn mit Freunden und Bekannten diskutieren hörte, die manchmal zu sehr hitzigen Versammlungen zu uns nach Hause kamen und über Probleme sprachen, von denen ich nichts verstand. Für gewöhnlich blieb ich bei meiner Mutter in der Küche und achtete nicht darauf, wie ein paar Meter weiter gestritten wurde. Aber manchmal, wenn meine Mutter zu tun hatte und sich ebenfalls in ihr Zimmer zurückzog, blieb ich allein im Flur, ich spielte oder las, meistens las ich wohl, denn auch mein Vater las sehr viel, genauso wie meine Mutter, und ich wollte gern so sein wie die beiden. Ich achtete nicht auf die Diskussionen und unterbrach mein Spiel oder die Lektüre nur, wenn es plötzlich still wurde und die fremden Stimmen meines Vaters erklangen. Von dem Augenblick an hatte er das Sagen, und ich wartete auf das Ende der Versammlung, um zu sehen, ob er wieder der Alte wurde, der mit den freundlichen, herzlichen Umgangsformen.

An dem Abend, als er jenen Satz sagte, hatte er gerade erfahren, dass es mit mir in der Schule nicht so gut lief. Das war neu. Seit der ersten Klasse war ich immer sehr gut gewesen, und erst in den letzten zwei Monaten hatte ich angefangen nachzulassen. Meinen Eltern lag viel an meinen schulischen Erfolgen, und vor allem meine Mutter machte sich bei den ersten schlechten Zensuren Sorgen.

»Was ist denn los?«

»Keine Ahnung.«

»Du musst lernen.«

»Ich lerne doch.«

»Und?«

»Manche Sachen merke ich mir und andere eben nicht.«

»Du musst so lange lernen, bis du dir alles merkst.«

Ich lernte, bis ich nicht mehr konnte, aber meine Leistungen blieben enttäuschend. Gerade an jenem Nachmittag war meine Mutter in der Schule gewesen und sehr ärgerlich zurückgekommen. Sie hatte mir keine Vorwürfe gemacht, meine Eltern machten mir nie Vorwürfe. Sie hatte nur gesagt: Am unzufriedensten ist deine Mathematiklehrerin, aber sie hat gesagt, mit etwas gutem Willen kannst du es schaffen. Dann war sie in die Küche gegangen, um das Abendbrot zu machen, und mein Vater war nach Hause gekommen. Von meinem Zimmer aus hörte ich nur, dass sie ihm kurz von den Klagen der Lehrer berichtete und zu meiner Rechtfertigung meine beginnende Pubertät ins Feld führte. Doch er unterbrach sie, und in einem Ton, den er mir gegenüber nie verwendete – noch dazu im Dialekt, der bei uns zu Hause tabu war –, entfuhr ihm das, was er garantiert nicht hatte laut sagen wollen:

»Mit Pubertät hat das nichts zu tun. Sie kommt nun ganz nach Vittoria.« Hätte er gewusst, dass ich ihn hörte, hätte er sicherlich nicht in dieser Art gesprochen, die ganz anders war als unsere gewohnte, fröhliche Unbeschwertheit. Die beiden glaubten, die Tür zu meinem Zimmer wäre geschlossen, ich schloss sie immer, ihnen war nicht klar, dass einer von ihnen sie offen gelassen hatte. So erfuhr ich mit zwölf Jahren aus dem Munde meines Vaters, der sich bemühte, leise zu sprechen, dass ich nun wie seine Schwester wurde, eine Frau, die – das hatte ich von ihm gehört, seit ich denken konnte – die Hässlichkeit und die Boshaftigkeit in Person war. An dieser Stelle könnte man mir entgegen: Vielleicht übertreibst du da ein bisschen, dein Vater hat nie wörtlich gesagt: Giovanna ist hässlich. Stimmt,

es war nicht seine Art, sich so brutal auszudrücken. Aber ich war in einer sehr instabilen Phase. Seit fast einem Jahr bekam ich meine Tage, meine Brüste waren viel zu auffällig, und ich schämte mich dafür; ich hatte Angst, schlecht zu riechen, wusch mich in einem fort, ging abends lustlos schlafen und stand morgens lustlos auf. Mein einziger Trost in dieser Zeit, meine einzige Gewissheit, war, dass mein Vater absolut alles an mir liebte. Daher war es, als er mich mit Tante Vittoria verglich, schlimmer, als wenn er gesagt hätte: Giovanna war mal schön, aber jetzt ist sie hässlich. Der Name Vittoria klang bei uns zu Hause wie der eines Monsters, das jeden besudelt und infiziert, der mit ihm in Berührung kommt. Ich wusste so gut wie nichts über sie, hatte sie nur selten gesehen, aber von diesen Gelegenheiten sind mir nur Ekel und Angst im Gedächtnis geblieben. Nicht Ekel und Angst, die sie persönlich in mir geweckt hätte, daran erinnere ich mich überhaupt nicht. Was mich erschreckte, waren der Ekel und die Angst, die sie in meinen Eltern auslöste. Mein Vater sprach schon immer in düsteren Tönen über seine Schwester, als praktizierte sie schändliche Riten, die sie und alle, die mit ihr zu tun hatten, beschmutzten. Meine Mutter dagegen erwähnte sie nie, sie versuchte sogar, die Ausbrüche meines Vaters abzuwürgen, als fürchtete sie, Tante Vittoria könne sie hören, egal wo sie war, und schnurstracks hinauf nach San Giacomo dei Capri kommen, obwohl es ein langer, steiler Weg war, und sie könnte absichtlich sämtliche Krankheiten aus den umliegenden Krankenhäusern mitschleppen, könnte bis zu uns hoch in den sechsten Stock stürzen, mit irren, schwarzblitzenden Augen die Wohnungseinrichtung zertrümmern und sie, meine Mutter, beim leisesten Protest ohrfeigen. Natürlich ahnte ich, dass hinter

dieser Spannung eine Geschichte zugefügter und erlittener Kränkungen steckte, aber ich wusste damals wenig über unsere Familiengeschichten und sah in dieser schrecklichen Tante vor allem kein Familienmitglied. Sie war ein Schreckgespenst aus Kindertagen, eine dürre, besessene Gestalt, eine verlotterte Erscheinung, die in den Winkeln der Häuser lauert, wenn sich die Dunkelheit herabsenkt. Konnte es also sein, dass ich so unvermittelt entdecken musste, dass ich nach ihr kam? Ich? Ich, die ich mich bis zu jenem Augenblick für schön gehalten hatte und dank meines Vaters glaubte, es für immer zu bleiben? Ich, die durch seine ständige Anerkennung angenommen hatte, wunderbares Haar zu haben, ich, die so heißgeliebt sein wollte, wie er mich liebte und wie ich mich daran gewöhnt hatte, mich zu sehen, ich, die schon litt, wenn ich merkte, dass meine Eltern plötzlich unzufrieden mit mir waren, und der diese Unzufriedenheit zusetzte und alles verdarb? Ich wartete auf die Antwort meiner Mutter, aber ihre Reaktion war mir kein Trost. Obwohl sie die gesamte Verwandtschaft ihres Mannes hasste und ihre Schwägerin so widerlich fand, wie man eine Eidechse widerlich findet, die einem über das nackte Bein läuft, schrie sie ihn nicht an: Bist du verrückt geworden, meine Tochter und deine Schwester haben überhaupt nichts gemeinsam. Sie begnügte sich mit einem müden, äußerst knappen: Unsinn, nicht doch. Und ich, dort in meinem Zimmer, schloss schnell die Tür, um nicht noch mehr zu hören. Ich weinte lautlos vor mich hin und hörte erst auf, als mein Vater kam und verkündete – diesmal mit seiner guten Stimme –, dass das Abendessen fertig sei.

Ich setzte mich, nun wieder gefasst, zu ihnen in die Küche und musste mit dem Blick auf dem Teller eine Reihe

von nützlichen Ratschlägen zur Verbesserung meiner schulischen Leistungen über mich ergehen lassen. Danach kehrte ich zurück in mein Zimmer und tat so, als würde ich lernen, während sie es sich vor dem Fernseher gemütlich machten. Ich spürte einen nicht enden wollenden Schmerz. Warum hatte mein Vater diesen Satz gesagt, und warum hatte meine Mutter ihm nicht vehement widersprochen? Lag es an beider Unzufriedenheit mit meinen schlechten Noten oder an einer Besorgnis, die mit der Schule nichts zu tun hatte und schon wer weiß wie lange währte? Und hatte er, besonders er, diese schlimmen Worte aus einem vorübergehenden Ärger über mich gesagt, oder hatte er es mit dem Scharfblick eines Menschen getan, der alles weiß und alles sieht, hatte er seit langem die Züge meiner ruinierten Zukunft erkannt, eines voranschreitenden Unheils, das ihn entmutigte und mit dem er nichts anfangen konnte? Ich war die ganze Nacht lang verzweifelt. Am Morgen kam ich zu der Einsicht, dass ich, wenn ich heil aus der Sache herauskommen wollte, losgehen und nachsehen musste, wie Tante Vittorias Gesicht tatsächlich war.

3

Es war ein schwieriges Unterfangen. In einer Stadt wie Neapel, bevölkert mit weit verzweigten Familien, die ihre Beziehungen trotz auch blutiger Konflikte doch nie endgültig abbrechen, lebte mein Vater in vollkommener Autonomie, ganz als hätte er gar keine Blutsverwandten, ganz als hätte er sich selbst gezeugt. Natürlich hatte ich oft mit den Eltern und dem Bruder meiner Mutter zu tun gehabt. Sie waren allesamt liebevolle Menschen, die mir viele Ge-

schenke gemacht hatten, und unser Verhältnis zu ihnen war sehr eng und voller Freude gewesen, bis meine Großeltern starben – zuerst mein Großvater, dann, ein Jahr später, meine Großmutter: plötzliche Verluste, die mich erschütterten hatten, meine Mutter hatte geweint, wie wir Mädchen weinten, wenn wir uns wehgetan hatten –, und bis mein Onkel weggegangen war, um in weiter Ferne zu arbeiten. Über die Eltern meines Vaters wusste ich dagegen so gut wie nichts. Sie waren nur bei seltenen Anlässen – einer Hochzeit, einer Beerdigung – in meinem Leben aufgetaucht und jedes Mal in einem Klima so unechter Herzlichkeit, dass ich nichts daraus mitnahm als das Unbehagen, das solche Pflichtbesuche verursachen: Sag deinem Großvater guten Tag, gib der Tante einen Kuss. Für diese Verwandtschaft hatte ich mich also nie groß interessiert, auch deshalb nicht, weil meine Eltern nach diesen Treffen gereizt waren und sie einmütig wieder vergaßen, als wären sie in ein billiges Schauspiel geraten.

Die Verwandten meiner Mutter lebten überdies an einem konkreten Ort mit einem faszinierenden Namen, dem Museum – sie waren die Großeltern vom Museum –, während der Ort, an dem die Eltern meines Vaters wohnten, unbenannt blieb, namenlos. Ich wusste nur eines: Um sie zu besuchen, musste man nach unten, tief und tiefer bis zum tiefsten Grund von Neapel, und die Fahrt war so lang, dass ich jedes Mal den Eindruck hatte, wir und die Verwandtschaft meines Vaters lebten in zwei verschiedenen Städten. Was ich lange Zeit auch wirklich glaubte. Wir wohnten in der höchsten Gegend von Neapel, und egal, wohin wir wollten, immer mussten wir zwangsläufig nach unten. Mein Vater und meine Mutter gingen gern nur bis zum Vomero hinunter oder, und das schon mit

einigem Unbehagen, bis zum Haus der Großeltern vom Museum. Freunde hatten sie vor allem in der Via Suarez, an der Piazza degli Artisti, in der Via Luca Giordano, in der Via Scarlatti und in der Via Cimarosa, Straßen, die ich gut kannte, weil auch viele meiner Schulkameraden dort wohnten. Außerdem führten sie alle zur Floridiana, einem Park, den ich liebte und in dem meine Mutter mich schon als Baby ausgefahren hatte, damit ich an die frische Luft und in die Sonne kam, und wo ich mit meinen zwei Freundinnen seit frühen Kindheitstagen, Angela und Ida, fröhliche Stunden verbracht hatte. Erst hinter diesen Ortsnamen, die alle die glückliche Färbung von Grünpflanzen, Meeresblicken, Gärten, Blumen, Spielen und gutem Benehmen hatten, begann der eigentliche Abstieg, der, den meine Eltern unangenehm fanden. Zur Arbeit, zum Einkaufen und zu den Projekten, Begegnungen und Diskussionen, die besonders meinem Vater wichtig waren, fuhren sie jeden Tag hinunter, meistens mit der Funicolare, bis nach Chiaia, bis nach Toledo, und von dort stießen sie weiter vor bis zur Piazza Plebiscito, bis zur Nationalbibliothek, bis nach Port'Alba und bis zur Via Ventaglieri und zur Via Foria und höchstens noch bis zur Piazza Carlo III., wo die Schule lag, an der meine Mutter unterrichtete. Auch diese Namen kannte ich gut – meine Eltern erwähnten sie ständig –, aber es kam nicht oft vor, dass sie mich mitnahmen, und vielleicht deshalb lösten sie nicht so ein Glücksgefühl bei mir aus. Außerhalb des Vomero gehörte mir die Stadt fast gar nicht, je mehr wir in die Ebene kamen, umso unbekannter wurde sie für mich. Da war es nur natürlich, dass die Orte, an denen die Verwandten meines Vaters wohnten, in meinen Augen die Merkmale noch wilder, unerforschter Welten hatten. Für mich besaßen sie nicht nur

keine Namen, sondern ich hielt sie durch die Art, wie meine Eltern sie erwähnten, auch für schwer erreichbar. Immer, wenn wir dorthin mussten, wirkten meine Eltern, die normalerweise energisch und aufgeschlossen waren, besonders gestresst, besonders unruhig. Ich war damals noch klein, aber ihre Angespanntheit, ihre – immer gleiche – Verwandlung haben sich mir eingeprägt.

»André«, sagte meine Mutter mit ihrer müden Stimme.
»Zieh dich um, wir müssen los.«

Doch er las und strich weiter in seinen Büchern herum, mit demselben Stift, mit dem er auch in ein Heft schrieb, das neben ihm lag.

»André, wir kommen zu spät, sie werden sich aufregen.«

»Bist du denn schon fertig?«

»Ich bin fertig.«

»Und die Kleine?«

»Die Kleine auch.«

Da ließ mein Vater Bücher und Hefte aufgeschlagen auf dem Schreibtisch liegen, zog ein frisches Hemd an und den guten Anzug. Aber er war schweigsam, angespannt, als ginge er im Kopf noch einmal die Sätze einer unvermeidlichen Rolle durch. Meine Mutter, die alles andere als fertig war, prüfte inzwischen unentwegt ihr Aussehen, meines und das meines Vaters, als wäre nur eine passende Garderobe die Gewähr dafür, dass wir alle drei heil nach Hause zurückkehren konnten. Kurz, es war offensichtlich, dass sie bei jeder dieser Gelegenheiten glaubten, sich vor Orten und Menschen schützen zu müssen, über die sie mir nichts erzählten, um mich nicht zu belasten. Trotzdem spürte ich ihre unnormale Ängstlichkeit, erkannte sie auch wieder, sie war schon immer da gewesen, war vielleicht die

einzig beklemmende Erinnerung in einer glücklichen Kindheit. Was mich beunruhigte, waren Sätze wie der folgende, übrigens in einem Italienisch gesprochen, das – nun ja – irgendwie brüchig klang:

»Und bitte, wenn Vittoria was sagt, tu so, als hättest du es nicht gehört.«

»Also wenn sie sich wie eine Verrückte aufführt, soll ich den Mund halten?«

»Ja, denk an Giovanna.«

»Okay.«

»Sag nicht okay, wenn du es gar nicht so meinst. Das ist doch nicht zu viel verlangt. Wir bleiben eine halbe Stunde, dann fahren wir wieder.«

Ich weiß fast nichts mehr von diesen Besuchen. Stimmungswirrwahl, Hitze, flüchtige Küsse auf die Stirn, Stimmen im Dialekt, ein schlechter Geruch, den alle wahrscheinlich aus Angst verströmten. Diese Atmosphäre hatte mich im Laufe der Jahre zu der Überzeugung gebracht, dass die Verwandten meines Vaters – grölende Gestalten von abstoßender Schlampigkeit, vor allem die Gestalt Tante Vittorias, der schwärzesten und schlampigsten – eine Gefahr waren, auch wenn schwer zu erkennen war, worin diese Gefahr bestand. War die Gegend, in der sie wohnten, unsicher? Waren die Großeltern, Onkel, Tanten, Cousins und Cousinen gefährlich oder nur Tante Vittoria? Die Einzigen, die Bescheid wussten, schienen meine Eltern zu sein, und nun, da ich unbedingt wissen wollte, wie meine Tante war, was für eine Sorte Mensch sie war, hätte ich mich an die beiden wenden müssen, um der Sache auf den Grund zu gehen. Aber selbst wenn ich sie zur Rede gestellt hätte, was hätte ich erfahren? Entweder hätten sie mich mit einer gutmütigen Ablehnung abgespeist – du willst

deine Tante sehen, willst sie besuchen, wozu denn? – oder sie hätten alarmiert aufgehört und sich bemüht, sie nie wieder zu erwähnen. Daher überlegte ich mir, dass ich für den Anfang ein Foto von ihr suchen musste.

4

Ich nutzte die Gelegenheit, als meine Eltern eines Nachmittags nicht da waren, und stöberte in ihrem Schlafzimmerschrank, in dem meine Mutter die Fotoalben mit den wohlsortierten Bildern von sich, von meinem Vater und von mir aufbewahrte. Ich kannte diese Alben auswendig, ich hatte sie oft durchgeblättert. Sie dokumentierten vor allem die Beziehung meiner Eltern und meine fast dreizehn Lebensjahre. Und ich wusste bereits, dass die Verwandten meiner Mutter darin rätselhafterweise zuhauf vorkamen, die meines Vaters nur äußerst selten abgebildet waren und auf diesen wenigen Fotos Tante Vittoria überhaupt nicht zu sehen war. Aber ich erinnerte mich, dass irgendwo im Schrank noch eine alte Blechschachtel stand, in der bunt durcheinander Fotos von meinen Eltern aus der Zeit lagen, als sie sich noch nicht gekannt hatten. Da ich sie mir bisher kaum angesehen hatte und wenn, dann immer gemeinsam mit meiner Mutter, hoffte ich, dazwischen auch Bilder von meiner Tante zu finden.

Ich entdeckte die Schachtel hinten im Schrank, wollte aber zunächst noch einmal die Alben gründlich durchgehen, die die beiden als Verlobte zeigten, dann als mütterliches Brautpaar im Mittelpunkt einer Hochzeitsfeier mit wenigen Gästen, dann als immerglückliches Paar und schließlich mich, ihre Tochter, unverhältnismäßig oft fo-

tografiert von der Geburt an bis heute. Besonders die Hochzeitsfotos schaute ich mir lange an. Mein Vater trug einen dunklen, deutlich zerknitterten Anzug und zog auf jeder Aufnahme ein finsternes Gesicht. Meine Mutter stand neben ihm, nicht im Brautkleid, sondern in einem cremefarbenen Kostüm, mit einem Schleier in derselben Farbe und einer vage ergriffenen Miene. Unter den gut dreißig Gästen waren, wie ich schon wusste, einige ihrer Freunde vom Vomero, mit denen sie noch immer Kontakt hatten, und die Verwandtschaft mütterlicherseits, die guten Großeltern vom Museum. Trotzdem sah ich wieder und wieder alles in der Hoffnung durch, auf eine Gestalt, und wenn auch nur im Hintergrund, zu stoßen, die mich vielleicht zu der Frau führte, an die ich keinerlei Erinnerung hatte. Nichts. Also widmete ich mich der Blechschachtel, die ich nach vielen Versuchen öffnen konnte.

Ich kippte ihren Inhalt aufs Bett, die Fotos waren alle schwarz-weiß. Die aus ihrer Jugendzeit waren sämtlich unsortiert: Die Bilder meiner fröhlichen Mutter, mit Schulkameraden, mit gleichaltrigen Freundinnen, am Meer, auf der Straße, hübsch und gut gekleidet, waren vermischt mit denen meines nachdenklichen Vaters, der immer allein war, nie im Urlaub, mit an den Knien ausgebeulten Hosen und mit Jacken, deren Ärmel zu kurz waren. Doch die Fotos aus ihrer Kindheit und ihrer frühen Jugend steckten ordentlich in zwei Umschlägen, einem für die Bilder aus der Familie meiner Mutter und einem für die aus der Familie meines Vaters. Unter diesen – sagte ich mir – musste ja zwangsläufig auch meine Tante sein, und ich schaute mir eines nach dem anderen an. Es waren nicht mehr als etwa zwanzig, und mich verstörte sofort, dass mein Vater, der auf den anderen Fotos als kleiner oder halbwüchsiger Jun-

ge zusammen mit seinen Eltern, mit Verwandten, die ich nie kennengelernt hatte, zu sehen war, sich auf drei, vier dieser Bilder überraschenderweise neben einem aufgemalten schwarzen Rechteck befand. Es fiel mir nicht schwer zu erkennen, dass dieses – peinlich genaue – Rechteck von ihm stammte, ein ebenso erbittertes wie heimliches Werk. Ich stellte ihn mir vor, wie er mit dem Lineal, das immer auf seinem Schreibtisch lag, ein Stückchen Foto in diese geometrische Figur einsperrte und dann sorgfältig mit dem Stift darüberfuhr, wobei er darauf achtete, nicht über den vorgegebenen Rand zu malen. Was für eine Geduldsarbeit, ich hatte keinen Zweifel: Diese Rechtecke sollten etwas auslöschen, und unter diesem Schwarz war Tante Vittoria.

Eine Weile war ich unschlüssig, was ich tun sollte. Dann fasste ich einen Entschluss, holte mir ein Messer aus der Küche und schabte behutsam ein winziges Stück von der Stelle ab, die mein Vater auf dem Foto übermalt hatte. Schnell sah ich, dass nur weißes Papier zum Vorschein kam. Ich wurde unruhig, hörte auf. Mir war klar, dass ich gegen den Willen meines Vaters handelte, und mich schreckten Aktionen ab, die seine Zuneigung zu mir beeinträchtigen konnten. Meine Unruhe wuchs, als ich ganz hinten im Umschlag das einzige Foto fand, auf dem er weder ein Kind noch ein Halbwüchsiger war, sondern ein junger Mann, der, wie ungewöhnlich für die Bilder aus der Zeit, als er meine Mutter noch nicht kannte, lächelte. Er war im Profil zu sehen, hatte einen fröhlichen Blick, regelmäßige, schneeweiße Zähne. Aber sein Lächeln, seine Fröhlichkeit gingen ins Leere. Neben sich hatte er gleich zwei dieser – peinlich genauen – Rechtecke, zwei Särge, in die er in einem Augenblick, der garantiert nichts von der Herz-

lichkeit auf diesem Foto gehabt hatte, die Gestalt seiner Schwester und die von wem auch immer gesperrt hatte.

Dieses Foto betrachtete ich lange. Mein Vater stand auf der Straße, er trug ein kurzärmliges, kariertes Hemd, es muss Sommer gewesen sein. Hinter ihm der Eingang eines Geschäfts, vom Ladenschild war nur –REI zu lesen, es gab auch ein Schaufenster, doch es war nicht zu erkennen, was darin ausgestellt war. Neben dem dunklen Fleck stand ein scharf umrissener, schneeweißer Pfosten. Und dann waren da noch die Schatten, lange Schatten, von denen einer offensichtlich der einer Frau war. Mein Vater hatte zwar verbissen die neben ihm stehenden Menschen ausgelöscht, ihre Spur auf dem Gehweg jedoch stehenlassen.

Wieder bemühte ich mich, das Schwarz des Rechtecks vorsichtig abzuschaben, hörte aber auf, als ich feststellte, dass auch diesmal nur Weiß zum Vorschein kam. Ich wartete ein, zwei Minuten, dann begann ich von neuem. Ich arbeitete mit leichter Hand, hörte meinen Atem in der Stille der Wohnung. Ich gab erst endgültig auf, als alles, was ich an der Stelle hervorkratzen konnte, wo einmal Vittorias Kopf gewesen sein musste, ein winziger Fleck war, von dem sich nicht sagen ließ, ob er ein Rest der Übermalung war oder ein wenig von ihren Lippen.

5

Ich räumte alles an seinen Platz zurück und behielt die drohende Ähnlichkeit mit der von meinem Vater ausgelöschten Schwester im Hinterkopf. Ich wurde immer unkonzentrierter, und, was mich erschreckte, meine Abneigung gegen die Schule wuchs. Dabei wünschte ich mir, wieder

so gut zu werden, wie ich es bis vor wenigen Monaten gewesen war, meinen Eltern lag viel daran, und ich glaubte sogar, dass ich wieder schön und charakterstark werden könnte, wenn es mir gelang, erneut sehr gute Noten zu bekommen. Aber es gelang mir nicht, im Unterricht war ich nicht bei der Sache, und zu Hause verschwendete ich meine Zeit vor dem Spiegel. Mich im Spiegel zu betrachten, wurde sogar zu einer Manie. Ich wollte erkennen, ob meine Tante wirklich in meinem Körper aufschien, da ich aber nicht wusste, wie sie aussah, suchte ich sie in jedem meiner Körperteile, der eine Veränderung anzeigte. So wurden nun Merkmale wichtig, auf die ich bis vor Kurzem nicht geachtet hatte: die sehr dichten Brauen, die zu kleinen Augen mit ihrem lichtlosen Braun, die übermäßig hohe Stirn, die dünnen – und keineswegs schönen oder vielleicht nun nicht mehr schönen – Haare, die am Kopf klebten, die großen Ohren mit den schweren Ohrläppchen, die kurze Oberlippe mit dem widerlichen dunklen Flaum, die dicke Unterlippe, die Zähne, die noch wie Milchzähne aussahen, das spitze Kinn und die Nase, ach ja, die Nase, die sich plump zum Spiegel vorschob und lang und länger wurde, und wie dunkel waren die Löcher zwischen der Nasenscheidewand und den Nasenflügeln. Waren das schon Züge von Tante Vittorias Gesicht oder meine und nur meine? Musste ich damit rechnen, besser zu werden oder schlechter? Mein Körper; der lange Hals, scheinbar so hauchdünn wie ein Spinnfaden; die geraden, knöchigen Schultern; der immer mehr anschwellende Busen mit den schwarzen Brustwarzen; die dünnen Beine, die zu sehr in die Höhe schossen und mir fast bis zu den Achseln reichten; war das alles ich, oder waren das die Vorboten meiner Tante, war sie das in ihrer ganzen Schrecklichkeit?

Ich studierte mich, während ich gleichzeitig meine Eltern beobachtete. Was hatte ich für ein Glück, ich hätte keine besseren haben können. Sie sahen toll aus, und sie liebten sich seit ihrer Jugend. Das Wenige, was ich von ihrer Geschichte wusste, hatten sie mir erzählt, mein Vater mit der üblichen amüsierten Distanz, meine Mutter mit liebenswürdiger Rührung. Sie waren schon immer sehr aufeinander bezogen, so dass ihr Kinderwunsch, angesichts der Tatsache, dass sie blutjung geheiratet hatten, relativ spät kam. Ich wurde geboren, als meine Mutter dreißig war und mein Vater gut zweiunddreißig. Ich war unter tausend Ängsten gezeugt worden, die von ihr laut und von ihm leise geäußert wurden. Die Schwangerschaft war nicht leicht gewesen, die Entbindung – am 3. Juni 1979 – eine endlose Qual, meine ersten zwei Jahre der praktische Beweis dafür, dass beider Leben von dem Moment an, da ich auf der Welt war, kompliziert geworden war. Mein Vater, Lehrer für Geschichte und Philosophie am namhaftesten Gymnasium Neapels und ein in der Stadt ziemlich bekannter Intellektueller, beliebt bei seinen Schülern, denen er nicht nur die Vormittagsstunden, sondern auch ganze Nachmittage widmete, hatte wegen der Sorgen um die Zukunft notgedrungen begonnen, Privatstunden zu geben. Meine Mutter, die an einem Gymnasium an der Piazza Carlo III. Latein und Griechisch unterrichtete und zudem Liebesromane Korrektur las, war dagegen wegen der Sorgen um die Gegenwart mit meinem ständigen nächtlichen Geschrei, meinen Hautrötungen, die sich entzündeten, meinen Bauchschmerzen und heftigen Trotzanfällen durch eine lange Depression gegangen, war eine schlechte Lehrerin und eine sehr unkonzentrierte Korrektorin geworden. So viel zu den Scherereien, die ich machte, kaum dass

ich geboren war. Aber dann wurde ich ein ruhiges, gehorsames Kind, und sie erholten sich langsam. Vorbei war die Phase, in der sie ihre Zeit damit verbrachten, mich unnötigerweise vor all dem Schlechten bewahren zu wollen, dem jeder Mensch ausgesetzt ist. Sie hatten ein neues Gleichgewicht gefunden, durch das die Arbeit meines Vaters und die kleinen Jobs meiner Mutter, gleich hinter der Liebe zu mir, wieder auf Platz zwei gerückt waren. Also, was soll ich sagen? Sie liebten mich, und ich liebte sie. Mein Vater war für mich ein außergewöhnlicher Mann, meine Mutter eine sehr freundliche Frau, und beide waren die einzigen klaren Gestalten in einer ansonsten wirren Welt.

Und ich war Teil dieser Verworrenheit. Manchmal stellte ich mir vor, dass in mir ein heftiger Kampf zwischen meinem Vater und seiner Schwester tobte, und ich wünschte mir, er möge gewinnen. Gewiss – überlegte ich –, Vittoria hatte zum Zeitpunkt meiner Geburt schon einmal die Oberhand gewonnen, denn für eine Weile war ich ein unerträgliches Kind gewesen; aber dann – dachte ich erleichtert – bin ich brav geworden, also ist es möglich, sie zu vertreiben. Auf diese Weise versuchte ich, mich zu beruhigen, und um mich stark zu fühlen, bemühte ich mich, meine Eltern in mir zu erkennen. Doch besonders abends, wenn ich mich vor dem Schlafengehen wieder einmal im Spiegel betrachtete, schien es mir, als hätte ich sie längst verloren. Mein Gesicht hätte die beiden auf das Schönste vereinen müssen, stattdessen kam ich nun ganz nach Vittoria. Mein Leben hätte glücklich sein müssen, stattdessen begann nun eine unglückliche Phase ohne die Freude, mich so zu fühlen, wie sie sich gefühlt hatten und noch fühlten.